

Essay

Japan in einem Atemzug

Michael Zeller

*Siebzehn Silben
sind so lang wie ein Atemzug
Basho*

1.

Auf dem Flug nach Japan, meinem ersten, lernte ich den Kollegen Basho kennen. Vor ca. 350 Jahren hat er gelebt. Das zählt wenig in der Literatur. Östlich von Murmansk und Archangelsk (die Weite Sibiriens drohte mir noch) begegnete ich seinem Namen im Reiseführer. Basho sei ein Meister des Haiku gewesen. Einen einzigen Vers nur gönnte ihm (und mir) das Buch:

*Ein reisendes Herz
verweilt nie an einem Ort
beim warmen Feuer*

Ein Vers nur. Der aber zündete.

Denn ich verweilte hier ja wahrhaftig nicht beim warmen Feuer. Ich befand mich an einem Ort, der die quälendsten Alpträume gebiert. In einer Blechkapsel eingeschweißt und festgezurret, Wade an Wade mit den fremdesten Menschen der Welt, zehntausend Meter weggehoben vom Boden der Erde (das zählt wenig in unserer Zeit), riß dieser bescheidene Vers einen Raum vor mir auf, ohne das Luftschiff im mindesten zu gefährden: Die Weite, die raumlose Weite von Poesie. Da sprach jemand mit einer lakonischen Nüchternheit, die auch nach dreihundert Jahren auf den ersten Blick überzeugte. Als könnte es gar nicht anders gesagt sein. Und doch vibrierend vom Schlag eines Herzens.

Wie einfach gebaut war dieses kleine Ding! Auf drei Zeilen, mit fünf und sieben und fünf Silben gefüllt: darauf mußte alles Platz haben, was zu sagen ist: Gedanke wie Gefühl.

Wie mochte das funktionieren, dieses Fünf – Sieben – Fünf, in meiner Sprache, fragte ich mich, eingezwängt in dieser Alpträumkapsel. Der körperlichen

Bewegungsfreiheit so gut wie beraubt, gefesselt, um jedes Abschweifen zu verhindern, war meine Schreibsituation haikuartig karg. Auf der Speisekarte irgendeiner Mahlzeit kitzelte ich mit dem Bleistiftstummel aus der Hosentasche, im abgedunkelten Dösen um mich herum, dem nächtigen Himmel nah wie selten sonst und unter mir das schlafende Sibirien – hier brachte ich meinen ersten Versuch zu Papier, auf Bashos Spuren:

*Fliegend zu reisen
über die Weiten der Welt
macht die Beine taub*

Im Mangel wird Reichtum deutlicher sichtbar. Wie viel Platz doch auf so einer abgegessenen Speisekarte ist! An Prosa wäre nicht zu denken. Aber für einen zweiten Haiku, gleich hinterher, reichte es leicht.

*Das Land unter dir
wie ein Spielzeug zu ahnen
Schon bist du ein Zwerg*

Der Körper vergessen, der Kopf war auf Reisen. Schon wollte er, vorlaut wie er ist, einen Triumph der Poesie über die Materie feiern, da drängte sich, vielleicht wegen der versuchten Gewichtsverlagerung auf die andere Pobacke, gequält die Frage durch meine betäubten Glieder: Warum tust du dir das überhaupt an, dieses Unterwegssein?

*Außer Haus zu sein
im fremden Bett zu schlafen
ist Last dir wie Glück*

Jetzt endlich war sie randvoll, die Speisekarte. Doch die Finger meiner linken Hand waren angeworfen. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Noch einmal bis fünf. Sie standen mir nicht mehr still, solange ich in Japan war.

2.

Und selbst nach der Rückkehr, auf dem Flughafen von Paris, blieben sie rege, die silbensetzenden Finger. Die Trauer des Verlustes war zu fassen, der Enttäuschung. Halb zu Stein geworden der Körper nach zwölf Stunden Flug – nur die Zählhand war munter geblieben.

*Laut sind sie und plump
Europas Menschenkinder
Die Rückkehr macht klein*

Dann mein Willkommensgruß in der Heimat:

*O der ranke Wuchs
der Japaner, alt wie jung
Hier Butterfässer*

Mein letztes japanisches Wort. „Last wie Glück“ des Reisens: Diesen unerfreulichen Vergleich hätte ich mir sparen können, wenn ich es vor Wochen in den eigenen vier Wänden ausgehalten hätte.

*Ein reisendes Herz
verweilt nie an einem Ort
beim warmen Feuer*

3.

Angekommen. Ich hatte Boden unter den Füßen, war wieder ein freier Mann. Der Boden hier heißt Japan. Zum ersten Mal war ich in diesem Land. Kein Wiedererkennen, Vergleichen mit früher. Alles war ohne Maßstab. Der Zugang geschah spontan, das Angezogenensein wie die Abstoßung. Beides lief über die Sinne, wie sie von den Erfahrungen meines bisherigen Lebens vorgespurt und ausgerichtet sind, geschärft oder erlahmt. Was quer zu diesen Erfahrungen stand, berührte mich als Fremdheit.

Die erste Befremdung, bereits im Flughafen, lösten die Mullbinden aus, die die Menschen hier vor dem Mund tragen. Der quadratische weiße Lappen über Nase und Mund. Das, was das Gesicht eines Menschen ausmacht – verschwunden. Keine Personen sah ich – Patienten. Jeder zweite, so kam es mir vor, lief damit herum.

*Des Menschen Antlitz
hinter Tüll zu verstecken
Gesund soll das sein?*

Für jemanden, der es gewohnt ist, unausgesetzt in den Gesichtern seiner Mitmenschen zu lesen, gierig geradezu, war das natürlich mehr als eine Störung. Ich fühlte mich von diesen Angsthäsen betrogen, verzieh es ihnen nicht, daß sie mich mit leeren Händen dastehen ließen. Ich habe mich geärgert, machte mich lustig darüber. Gewöhnen mochte ich mich an diesen Anblick nie. Jedesmal löste der weiße Gesundheitsfetzen etwas in mir aus.

Eine ganze Reihe von Tagen hat es gebraucht, ehe ich ihm eine andere Seite abgewann. Da mir Mund und Nase vorenthalten waren, blieben meiner Neugier nur die Augen übrig. Darin lag eine Chance. Und es hat mich versöhnt.

*Manchmal geschieht es
das Geheimnis des Schleiers
als Maske vorm Mund*

Über die Augen, dem Eingang der Seele nach alter Rede, gelang es mir, wenn auch erst spät, die Mundbinde hinzunehmen und in einen anderen Bereich vorzudringen. Einen höheren vielleicht.

*Über dem Mullrand
dunkelbraunes Augenpaar
verführt zum Träumen*

4.

Daß ich meine Eindrücke in diesem fremden Land vom ersten Augenblick an in Bashos Manier festhielt, dem Zufallsbekannten aus dem Flugzeug, vor fünfhundert Jahren zur Form geworden in einen mir unvertrauten Kulturkreis, war so selbstverständlich, daß ich darauf keinen Gedanken verschwenden mußte. Es geschah beiläufig. Wie das Einatmen der hiesigen Luft.

*AUF SCHMALEN PFADEN
DURCHS HINTERLAND zählt Basho
„Fünf, sieben und fünf“*

Die Kürze des Haiku kommt gerade dem Reisenden zugute. Der Bleistiftstummel, mit aufgestecktem Radiergummi, ist mir immer zur Hand, ein Schnitzel Papier liegt überall herum. Beim Gehen, im Stehen, beim Fahren in der vollgestopften Stadtbahn – nirgendwo machte das Schreiben Umstände. Ein schlanker Vorgang. Und er saß hautnah am Leben. Das Maß der siebzehn Silben wie angegossen. Als übte ich es schon ein Leben lang.

Ein Glücksfall natürlich (es überraschte mich keine Sekunde lang), daß mir in einer internationalen Buchhandlung Bashos Buch „Auf schmalen Pfaden durchs Hinterland“ in die Hände fiel, der Bericht seiner letzten langen Fußreise. Ein Büchlein zudem, das bequem in die Gesäßtasche der Hose paßte. Ab jetzt gingen wir zu zweit durch dieses Land, Schritt vor Schritt, der alte Meister und sein stümperhafter Lehrling. Daß uns dreihundert Jahre trennen sollten, hielt ich für eine Arabeske aus Zahlen. Gryphius, Bashos schlesischer Zeitgenosse, wäre mir vermutlich ferner gewesen. Poesie kennt keine Grenzen, von Zeit so wenig wie zwischen Orten. Es ist Luftraum.

*Krähen im Gespräch
hinweg über unsren Kopf
Was meinen sie bloß?*

5.

*Laut sind die Krähen
auf ihrem Posten oben
geben den Ton an*

Die Krähen!

Kein Tier ist in Japan gegenwärtiger als diese schwarzen schweren Vögel. (Nichts da von landesüblicher Zierlichkeit.) Überall trifft man sie in den Städten. Vor allem: Man hört sie. Ihrem trocken Kehlschrei zeigt sich selbst der zünftigste Autolärm an einer Kreuzung nicht gewachsen (wobei sich die Zurückhaltung des japanischen Verkehrsteilnehmers auch bei der Benutzung der Hupe glücklich bewährt).

Frühmorgens kann man das nächtliche Wirken der Krähen bewundern: Die Plastiksäcke in den Vorgärten aufgerissen und der Müll raumfüllend über die ganze Straße verteilt. Dem Hausbewohner, der eilig zur Arbeit will, hebt sich bei dem Anblick der Magen an den Hals.

*Gierige Krähen
belästigen das Viertel
als Müllpolizei*

6.

Die Reise war so geplant, daß sie in die Phase der Kirschblüte fällt. Diese zehn Tage, Höhepunkt des japanischen Kalenders, geben dem Land sein schönstes Aussehen, das Idealbild seiner selbst. Darauf fiebern die Menschen hin, Alte und Junge, und freuen sich, wenn es so weit ist, an der weißen Pracht über ihren Scheiteln, in den Parks, an den Straßen, freuen sich auf ihre ruhige, nach innen gekehrte Art. Und ziehen hinein in die Parke, immer in Gruppen: Kollegen, Nachbarn, Freunde, die Familie, mit Kind und Oma und reich bestücktem Imbißkorb. Sake fehlt so gut wie nie, das Sakrament des Erblühens zu feiern. So rasten sie unter dem Himmel aus Weiß, den anderen, tieferen hat ihnen das dichte duftige Gezweig weggesperrt. Keiner scheint ihn zu vermissen. (Ehrensache, daß nach dem Gelage kein Krümel und kein Fetzen Papier am Boden zurückbleiben.)

Dir selbst, dem Fremden, der nie dergleichen erlebt hat, kommen die Stunden abhanden, du sitzt da, auf engstem Raum neben anderen (in ständigem Wechsel), bist stumm und sprachlos vor Glück, nippst an deinem Sake-Gläschen, Stunde um Stunde, du spürst sie nicht, vergißt dich selbst, und schwer nur findest du den Weg hervor unter dem Zauberdach, das dich halten will bis zuletzt, trittst hinaus in Freie, in eine Leere, die dir so vielleicht noch nie

begegnet ist, so ohne Geheimnis, entblättert, blütenlos. Vorbei. Mußt morgen wiederkommen.

*Weißer Wolkenduft
Scheinst nicht von dieser Erde
Wie faß ich dich nur?*

*Unter Kirschenblühn
- Krähen krächzen Lufthoheit -
freut Sake noch mehr*

*Auf Plastikplanen
unter dem Kirschblütendach
Picknick auch werktags*

*Zur Nacht kämmt sie sich
Kirschblüten aus ihrem Haar
Weiß auf Schwarz. Glänzend*

Und dann, lang befürchtet, das Ende. Morgen gibt es kein Heute mehr. Jetzt müssen wir alle wieder ein ganzes Jahr lang auf das weiße Wunder warten. (Ich viel länger.)

*Weiß taumelt die Luft
Die Kirschblüte regnet ab
Kein Mai wird sie sehn*

*Die Kirschblüte – ach!
Grün sind alle Zweige jetzt
Am Boden das Weiß*

7.

Der Dichter Yoshida Kenko lebte, lese ich, von 1282 bis 1350. Diese Daten decken sich mit denen Dante Aleghieris, des Florentiners, der auch, zuletzt, im Unterwegssein sein Zuhause fand. Kenko sagte:

„Irgendwohin eine Reise zu machen, ist so erfrischend wie ein Erwachen aus dem Schlaf. Wandert man in den ländlichen Gegenden und den Bergen, wo da oder dort ein Dorf versteckt liegt, aufmerksam umher, so entdeckt man tausend Dinge, die das Auge noch nie gesehen hat.“

Für Städte gilt das nicht minder.

Das Fahren mit Tokyos Stadtbahnen: Nirgendwo wurden meine bisherigen Lebens- und Reiseerfahrungen derart wirksam außer Kraft gesetzt, auf den Kopf gestellt, zerfetzt, immer wieder und jedes Mal wieder anders. Die Enge in den Abteilen war atemberaubend, aber nicht eng genug, das Skandieren meiner

linken Hand zu bremsen, und geschrieben habe ich dort, meine ich, auch. Irgendwo über den Köpfen, in der Luft.

*Millionen pendeln
Tokyos Stadtbahn ist geleck
Wie im Wohnzimmer!*

*Der dunkle Anzug
weißes Hemd und Krawatte
Voll ist die Stadtbahn*

*Kein Abfall zu sehen
Niemand frißt hier aus Tüten
Fahren heißt Fahren*

8.

Basho ist – wundert sich einer? – klüger mit der Kirschblüte umgegangen als der Novize aus dem Westen. (Überhaupt habe ich im Gespräch mit Japanern immer das leicht beklemmende Gefühl, vorlaut zu sein, vorschnell, und regelmäßig die letzte entscheidende Wendung des Gedankens zu verpassen, im Halbfertigen steckenzubleiben.) Statt selbst die Kirschblüte zu beschreiben (eitles Unterfangen), erinnert Basho sich an das Gedicht eines Früheren, des Priester Gyoson-sojo, und zitiert es im Stillen (also nicht auf dem Papier seines Reiseberichts):

*Nur wir beide mögen
dies als schönste Trauer tragen:
Denn du Bergkirsche blühst
und keiner weiß es und auch ich
kenne niemand, der mich kennt*

Basho beläßt es nicht dabei, vor der Tradition zurückzutreten und das eigene Wort ungesagt zu lassen (eine schreckliche Überwindung für einen Schreibenden). Es scheint weniger aus Bescheidenheit geschehen zu sein als aus der Erkenntnis, daß jedem Wort, das in die Welt tritt, im Kern auch immer ein Verrat innewohnt.

„Die Regel schreibt den Bergasketen vor“, notiert Basho, nachdem er sich Gyosons tieftraurige Elegie vorgesagt hat, stumm, nur für sich – „die Regel schreibt vor, nichts von dem, was den Zauber dieser Berge ausmacht, anderen zu verraten. Dieser will auch ich mich fügen: ich lege meinen Pinsel nieder und berichte nicht weiter ...“

*Wenig zu sehen
mit aufgerissnen Augen
Vorrecht des Fremden*

Es trifft nicht ganz, aber ein wenig fühle ich mich bei Bashos „Regel“ an das Goethesche „Sag es niemand, nur dem Weisen“ erinnert und spreche den Vers leise zu Ende.

*In seinen Hausteich
schrieb der Meister das Gedicht
aus Wasser und Stein*

Jetzt, beim Überlesen, fallen mir – als Widerklang – zwei Verse Rainer Maria Rilkes aus seinen „Sonetten an Orpheus“ ein:

*Zu der stillen Erde sag: Ich rinne
Zu dem raschen Wasser sprich: Ich bin.*

9.

*Tausende und mehr
Tempel erfreun Kyoto
Nicht einer zu viel*

Über die ganze Stadtebene verteilt liegen sie, die Tempel der alten Kaiserstadt, wachsen die Hänge hoch bis in die Berge hinein. Der Fluß Kamo-gawa mit all seinen Kanälchen – kirschblütenverhangen in diesen Tagen – quert die Stadt. Klein ist sie nicht. Lange Wege sind zu gehen. Kyoto ist auch eine moderne Großstadt von annähernd anderthalb Millionen Einwohnern.

Fahrräder sind leicht zu leihen. Sie machen den Gast unabhängig und frei. Angenehm spürt er die samtarme Frühlingsluft auf der Haut, die Lust, in die Pedalen zu treten, dem Körper Bewegung zu gönnen. Trotz des ungewohnten Linksverkehrs radelt es sich mühelos durch den großstädtischen Werktagsverkehr dahin, von Tempel zu Tempel, durchaus von einem Ende der Stadt zum anderen. Als Radfahrer ist man der schwächste unter den Benutzern der Straße, weil der langsamste. Doch wie mit ihm hier umgegangen wird – ohne Schwere, so kommt es dir vor, als läge ein Schutzschild um deine Schultern. Kein Drängen, Hupen, Drohen, Geschrei. In weichen Bögen umkurven sie das menschengetriebene Gefährt, Personenwägen, Busse, selbst die Taxifahrer zeigen Manieren. Wenn ich mir vorstelle, ich führe auf dem Rad durch Köln oder Neapel –

*So viele sie sind
doch geschmeidig wie hier
ließt kein Verkehr sonst*

Einen Verkehrsunfall habe ich in den Wochen nicht erlebt. Die Autos, zierlich wie alles hier, sehen samt und sonders aus, als kämen sie frisch vom Band.

In der Nähe der Tempel selbst wird es schwieriger für den Radler. Derart dichte Menschenmengen umschließen ihn, drängen von allen Seiten in den Hauptstrom hinein, unüberschaubar, und kommen ihm gleichzeitig entgegen, daß man das Rad besser schiebt und bald stehen läßt.

Die Tempel, die in den Reiseführern besonders empfohlen werden, sind natürlich rettungslos überlaufen, die Eintrittsgebühren entsprechend saftig. Die Gehrichtung durch diese herrlichen Gärten sind vorgegeben, und sie sind eingeschränkt. Irgendwo wird immer etwas repariert. Den tief in mir sitzenden Stachel, gegen den Strom zu schwimmen, habe ich mir beim zweiten oder dritten Versuch gezogen. Vor solchen Massen gibt es kein Entrinnen. Selbst Kafkas Maus bliebe hier ohne Chance.

Auch in den Zen-Hallen kommt man nicht zur Ruhe. Der Blick hinaus auf die Anlage aus Stein, Kies, Sand und ein paar kurz gehaltenen Büschen. Die Menschen sind irritiert von solcher Kargheit, vielleicht auch enttäuscht. Statt Ruhe über sich kommen zu lassen, flüchten sie aus der Gegenwart des Jetzt und Hier und knipsen ihre Fotos ab, in der Erwartung, damit etwas festzuhalten, für später. Das, was sie im Moment verstreichen lassen, soll in irgendeiner Zukunft eingeholt werden, als blasses Abbild.

Nirgendwo könnte es weniger fotogen sein als im Angesicht eines Zen-Gartens, und umso heftiger wird das Aussichtslose geübt. Immer wieder wird man bedrängt, muß raumfordernden Verrenkungen ausweichen, kommt selbst kaum zu sich und hat keine Möglichkeit, den Raum zu füllen mit der eigenen Wenigkeit und ihrer inne zu werden. Der Flüchtigkeit unseres Seins. Die Knipser dulden das nicht. Die Ruhe des Zen wird püriert, bis sie nicht mehr da ist, damit sie aufs bunte Bild paßt. Irgendein Stein, zwei bizarr verdrehte Zweige, ein paar vom Rechen gezogene Linien im Sand, und davor die kleine Toshiko, mit Schleife im Haar. Das war – ja, wo war das noch gleich: In Kyoto vielleicht?

Doch es gibt auch Tempel, selbst in der alten Kaiserstadt, die in den Reisebüchern vergessen sind. Die Eintrittsgebühr ist deshalb niedriger oder entfällt ganz. Du bist für dich, kannst sitzen und schauen auf das wenige, das so ein Zen-Garten bietet. Wenig und alles. Bis deine Wirbelsäule sich meldet und dich an die Grenzen deines Ichs erinnert.

*„Zazen“ heißt Sitzen
Sitzen. Und Denken geschieht
Einfaches ist schwer*

Ja, wenn du tanzen könntest! Den Körper aufheben! Dir aber bleiben nur ein paar Wörter, siebzehn Silben genau. Zum Träumen reicht es.

*Tanzen wär die Kunst
bis in die Fingerspitzen
standhaft zu bleiben*

10.

Gewandert sind die Dichter früher in Japan, über Monate hinweg, einen Strohkorb auf dem Rücken, den Stecken in der Faust, an den Füßen leichte Sandalen, Sommer wie Winter. Meist war ein Reisegefährte dabei, auch er natürlich Dichter. Unterwegs schloß sich der eine oder andere für eine Weile an. Zum Übernachten wurde eine Herberge aufgesucht, oder man stieg bei Freunden ab, Kaufleute meist und also betucht, die selbst gerne dichteten und denen es eine Ehre war, den Wanderdichter bei sich bewirten zu dürfen und von ihm dafür im Schreiben von Versen unterwiesen zu werden.

Abends saß man beisammen: der Gast oder zwei, der Hausherr und ein paar ausgewählte Freunde, bei Kerzenlicht und Sake, und dichtete. Ganze Ketten von Gedichten entstanden. Die Zahl der Silben wechselten, mal vierzehn, mal siebzehn.

Einer dieser Wanderdichter war Basho. Mehrere Fußreisen von ihm sind bezeugt. Wie näher am eigenen Leib als auf Straßen und Wegen und Pfaden könnte man das Leben erspüren, seinen Wandel im Augenblick? Die Züge der Landschaft, die Gesichter der Stämme und ihre Sprachen, das Spiel von Helligkeit und Dunkel früh und am Abend, den klimatischen Wechsel von Herbst in den Winter?

*Ein reisendes Herz
verweilt nie an einem Ort
beim warmen Feuer*

Bequem war es nicht, immer unterwegs zu sein. Ein karges, eingeschränktes Leben. Hitze und Kälte und Regen. Müdigkeit des Körpers, der Seele. Angst vor Räubern in einsamer Gegend, vor Tieren. Die Anstrengung des Gehens in Bast-sandalen, über Felsgestein, durch schlammiges Gelände, nur auf Sicht orientiert. Und wenn sich dann noch eine Erkältung in die Knochen schlich. Manchmal gab ein großzügiger Gastgeber einen Führer mit für einen Tag, wenn die Gegend zu unwegsam war.

Die, die lieber „beim warmen Feuer“ sitzen, nennen eine solche Existenz ent-behrungsreich. Doch die Mühen sind nicht umsonst, sie werden belohnt. Man ist nah dran am Leben, mit der eigenen Haut. Nah an Mensch und Ding, nah an der

Natur, nah an Stein und Sein. Zwischen Himmel und Erde, Begeisterung und Niedergeschlagenheit, Seligkeit und Verzweiflung.

Wandern als Lebensform. Man erwandert das Leben und erwandert sich selbst. Auf kürzestem Weg wird das Außen zum Innen, lösen Trennungen sich, wird alles eins. Durch die eigene Person hindurch und über sie hinaus. Grenzen sinken nieder, im Gehen Schritt für Schritt, verlieren ihren Sinn. Mögen die anderen, die „beim warmen Feuer“ sitzen, sie pflegen und hüten und verteidigen. Dem Dichter liegt anderes am Herzen. Er ist längst wieder auf der Walze.

Das Ziel war im Gehen. Doch ohne Kompaß war Bashos Wandern und das seiner Kollegen im alten Japan keineswegs. „Gedichtskopfkissen“ hieß das Ziel. „uta-makura“ hat, vermute ich, bis heute im Land eine gewisse Aura bewahrt und treibt immer noch Dichter hinaus auf die Straße. Als „Gedichtskopfkissen“ wird eine Landschaft von besonderer Schönheit bezeichnet, Orte, die in der Literatur schon oft „besungen“ worden sind, wie es bei uns im 19. Jahrhundert hieß. Deshalb war dieser locus amoenus ein Kissen, eine Kopfstütze. Von früheren Dichtern entdeckt und geschaffen, festgehalten im Wort, suchten die Wanderpoeten diese „Gedichtskopfkissen“ auf, die sie noch nie gesehen hatten und gleichwohl doch genauestens kannten – aus den Gedichten ihrer Vorgänger. Basho und die Seinen waren nicht unterwegs, um Neues zu entdecken, irgendwo der erste zu sein. Ganz das Gegenteil. Sie wollten das Bekannte erfahren, das ihnen im Vers Vertraute. War der schöne Ort erreicht, das Ziel aller Mühen und Entbehrungen, wurden die Gedichte zitiert, laut oder im Kopf, die hier entstanden waren, vor fünfzig, hundert, vor dreihundert Jahren. Weit reichte die Kette ins Vergangene hinab. Dann erst – erst dann erhob der Dichter seine eigene Stimme, am Ort, wo er stand wie so viele schon vor ihm, und pries das, was er gerade in diesem Augenblick erlebte, teilte das Empfinden, das schon durch so viele Köpfe und Herzen gegangen war. Das hätte entmutigen können, und durchaus nicht an jedem „Gedichtskopfkissen“ fiel Basho etwas Eigenes ein. Aber meistens zündete der Funke doch. Und es geschah ein Gedicht, meist in Anlehnung an eines der früher hier entstandenen oder mehrere. Ein Weiterspinnen von Gedanken und Gefühlen über Jahrhunderte hinweg. Communio im Wort.

Der Wanderdichter war angelangt. Er konnte sicher sein: Eines Tages, mochte er auch schon nicht mehr in diesem Leben sein – irgendeiner stünde eines Tages wie er genau an diesem Platz und erfuhr den flüchtigen Augenblick des Jetzt in diesen Worten wieder, die ihm gerade in den Sinn gekommen waren.

Abends, in der Herberge, saß Basho nieder, griff zu Pinsel, Tusche und Papier und hielt das vor Ort im Kopf Geschriebene fest. Für sich, für spätere, wann immer. Sein Bund mit der Ewigkeit.

Damit kann man gehen. Und gehen und gehen.

*So ist es mit der Muschel
Geht schwer auseinander – wie wir
im scheidenden Herbst*

11.

*Vom Shinkansen aus
glüht weiß das Dach des Fuji
verdreht mir den Kopf*

Basho berichtet, wie er mit seinem Weggefährten Sora, Dichter wie er, im Gebirge einen Paß überquert.

„ Von hier aus bis zur Grenze der Provinz Dewa stehen hohe Berge wie Trennwände, fast unpassierbar; die Wege sind unsicher, so daß man sie ohne die Hilfe eines Ortskundigen nicht bewältigen kann!“ sagte unser Gastgeber, und daher vertrauten wir uns einem kräftig aussehenden Burschen an, der einen Krummsäbel umhängen hatte und einen Eichenstecken trug. „Ausgerechnet an einem Tag, der uns Böses bringen kann!“ sagte er, und wir strauchelten entsprechend eingeschüchtert hinter ihm drein. Unser Gastgeber hatte recht behalten, es gab nichts als hohe Berge und dichte Waldungen, durch die keine Vogelstimme drang. Durch Waldesdunkel und wucherndes Gestrüpp führte der Pfad – es war uns, als schritten wir durch die Nacht. Wir erlebten die Stimmung von Tu Fus Gedichtworten: „... aus Wolkenrändern wirbelte Nebelstaub ...“

Schritt für Schritt zwängten wir uns durchs dichte Bambusgrasgewirr, zerteilten es mühsam, und nur so konnten wir uns langsam einen Weg bahnen. Wir stakten über Wildbäche und suchten unseren Halt über manchen Felsen kletternd, während kalter Schweiß über unsere Körper rann. Erst als wir die Ländereien von Mogami erreichen, hatten wir es hinter uns. ‚Dieser Weg hält sonst immer Unvorhergesehenes bereit. Euch unversehrt bis hierher geführt zu haben, ist ein großes Glück!‘ sagte freudestrahlend der Bursche, der uns gebracht hatte. Dann trennten wir uns von ihm. Aber noch lange nachher spürte ich das kalten Grauen, das seine ersten Worte in mir hinterlassen hatten. Angst schnürte mir die Brust zusammen.“

12.

*Die Kruste so dünn
Im Erdinneren gärt es
Japans Schlaf ist leicht*

Die schlanke Inselwelt, die Japan ist, haben Vulkane geschaffen. Das Land ist ursprungsnah, die Vulkane leben noch. Hier bebt die Erde, wie zu Beginn der Zeiten. So gut es den Menschen möglich ist, hat die Architektur sich darauf eingestellt. Aber immer wieder kocht es im Inneren der Erde hoch, die dünne Kruste zerbricht wie eine Oblate. Ein Stück Küste reißt es ins Meer, Berge bersten, Städte versinken in Schutt und Asche. Bis in unsere Tage hinein.

In den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat ein Erdbeben Teile der Stadt Kobe verschlungen, sechstausend Menschen fanden den Tod. Was sagt eine solche Zahl? Genug immerhin, daß ich die Fahrt mit dem Schnellzug Shinkansen hier unterbreche.

Kobe heute. Eine Stadt wie andere. Was hatte ich erwartet? Keine Spuren geblieben von der Zerstörung, die Katastrophe restlos überbaut. Ein neues Hafengelände posiert mit erfreulich abwechslungsreicher Architektur: Hotels als Hochhäuser, schmucke Einkaufsstraßen und –passagen. Großzügig angelegt Erholungsplätze am Rand des Wassers, auf denen sich – heute ist Sonntag – die Eltern mit ihren Kindern ergehen. Die Herzen geöffnet. Sonne setzt allem ihren Glanz auf. Wahrscheinlich ist es dieser Tage schöner, als es jemals hier war. Der Schrecken damals restlos verzehrt. Kein Gedenkstein, keine Inschrift. Für wen auch? Die Menschen der Stadt wissen es. Sie muß keiner erinnern. Sie nutzen die neugeschaffenen Räume, freuen sich daran. Das ist ihre Stadt. Die Sonne. Das Meer, glatt und ruhig. Ein solcher Friede. Der Kopf muß mir einreden, daß er trügerisch sei. Es sind immer die, die von außen kommen, die Fremden, Unbetroffenen, die sich Sorgen machen. Ohne jede Haftung. Morgen sind sie anderswo. Und die Einheimischen? Die hier leben wollen und hier leben müssen?

Sie leben.

*Land und die Menschen
Auf Vulkane gegründet
ahn ich ein Zittern*

13.

„Berge stürzen ein, neue Flüsse quellen hervor, Wege vergrasen, in die Erde versunkene Steine werden unsichtbar, Bäume altern und erstehen als junge Triebe verwandelt wieder – so ändern sich die Zeiten und wechseln Menschengenerationen: die verbleibenden Spuren sind meist fraglicher Natur.

, Das Land ist verwüstet – Berge und Flüsse aber blieben unversehrt – über Burgruinen grünt, wenn der Lenz kommt, nur noch Gras!’ Diese Gedichtworte

gingen mir durch den Kopf. Meinen Bambushut unter mir ausgebreitet saß ich da, vergoß Tränen – und vergaß die Zeit:

*Sommergras ...!
Von all den Ruhmesträumen
die letzte Spur“*

So steht es in Bashos Bericht von seiner letzten Wanderreise.

14.

Den Vulkanen sei Dank!

*Neben dem Gehweg
dampft es über dem Rinnsal
Fort mit Schuh und Strumpf

Heißes Wasser quillt
aus dem Herzen der Erde
dir vor die Füße*

„Die Nacht verbrachten wir in Iizuka, einem Heißquellenort. Wir stiegen unverzüglich ins heiße Bad. Zwar hatten wir uns regelrecht eingemietet, bekamen aber lediglich eine armselige, heruntergekommene Schlafstätte: auf dem kahlen Fußboden lagen nur dünne Binsenmatten ausgebreitet. Es gab keine Leuchte, und wir mußten , bevor wir uns niederlegen konnten, unser Nachtlager beim Schein der offenen Feuerstelle einrichten.

Tief in der Nacht kam ein Gewitter auf mit Donner und Blitz; es goß in Strömen, so heftig, daß es von der Decke troff. Zu allem Überfluß gab es auch noch Flöhe und Moskitos, die uns zerstachen. Ich konnte kein Auge schließen. Mein altes chronisches Leiden stellte sich wieder ein – die Schmerzen raubten mir fast die Besinnung.

Als der Morgen graute – die ersten Anzeichen konnte man endlich am Himmel dieser so kurzen Sommernacht ablesen – , brachen wir auf. Wie die Brandung, die auch nach einem Sturm anhält, litt ich noch lange unter den Nachwirkungen meines nächtlichen Anfalls: es wollte und wollte mir nicht besser gehen.

Wir liehen uns Pferde und gelangten zur Wechselstation Kori. Von hier aus lag unser Reiseziel noch in sehr weiter Ferne, und bis dahin mit einem solchen Leiden durchzuhalten? Es wurde mir angst und bange bei diesem Gedanken. Schließlich aber befand ich mich auf einer Wanderübung, ein Wanderer durch weit entlegene Provinzen, der um der Erleuchtung willen der Welt entsagt und sich auch die Idee der Vergänglichkeit stets vergegenwärtigt und der die Möglichkeit, unterwegs zu sterben, hinnimmt als Bestimmung des Himmels.“

Bald ist Basho am Ziel.

15.

„Steigbügelschliff“ – ein Wort von vier Silben, aus einem Haiku, fast eine Verszeile lang.

Steigbügelschliff?

Die Wanderpoeten im alten Japan, auch Basho, waren auf manchem Weg zu Pferde unterwegs, gemietet oder ausgeliehen, wenn ihnen jemand freundlich gesonnen war.

„Steigbügelschliff“: Der Hohlweg, den es zu durchqueren galt, war derart eng, daß der Reiter mit seinen Steigbügeln rechts wie links an der Bergwand entlangscheuerte und dabei Spuren im Gestein hinterließ, flüchtige Kratzer. Abends dann, den Pinsel in der Hand, fanden sie sich ein, diese vier Silben, und kamen aufs Papier. Jetzt etwas haltbarer gemacht, für eine Weile oder, wie hier, für ein Drittel Jahrtausend (bis jetzt).

Das war doch einen Sake wert, heut Abend.

*In weitem Bogen
das Schwert aus der Scheide
und kein Klingenschlag!*

16.

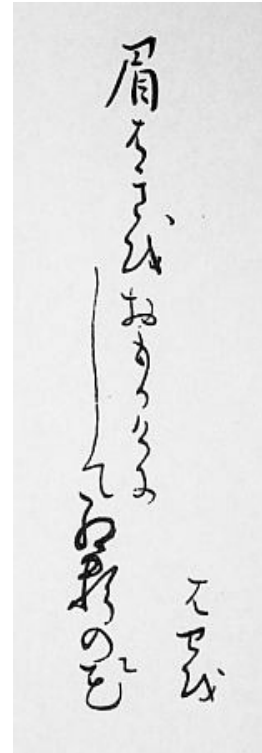
Leg den Bogen an
den Pfeil, atme und ziel, spann
Dann laß es sinken

Von dem Priester-Dichter Noin-hoshi, 989 geboren, erzählt man sich, er sei nicht gerne gereist. „Es heißt, er habe sich lange Zeit vor den Augen der Welt verborgen und die Hände zum Bräunen aus dem Fenster gestreckt, um vortäuschen zu können, er sei auf Reisen gewesen.“

*Sie blättert nicht ab
die Kamelienblüte
Ganz stürzt sie vom Zweig*

17.

Ein Haiku Bashos, von seiner Hand.



Michael Zeller, 1944 in Breslau (heute Wrocław, Polen) geboren, studierte Literatur, Philosophie und Klassische Archäologie in Marburg und Bonn. 1982 habilitierte er sich über zeitgenössische Lyrik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Als freier Schriftsteller lebt und arbeitet Michael Zeller heute in Wuppertal.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors. Eine farbige bebilderte Version dieses Features finden Sie auch unter: <http://www.musenblaetter.de/>